

*Gerhard Fitzthum*

## Verbundenheit und Ausbeutung

Überlegungen zu einer postindustriellen Rückkehr zur Natur

So alt die Klage über den Lärm auch sein mag, in den letzten Jahrzehnten ist sie lauter geworden. Aber was will eigentlich, wer diese Klage erhebt? Dass eine bestimmte Dezibel-Marke nicht überschritten wird, egal woher das aufdringliche Geräusch kommt? Dass die schlimmsten Nervensägen, Laubbläser etwa, aus dem Verkehr gezogen werden? Oder träumt der Lärmgeplagte von einer Umwelt, in der es so still ist, dass er nur sich selber hört?

Wie die Dinge stehen, wird sich kaum einer dieser Wünsche erfüllen, am wenigsten natürlich die Vision von der vollständigen Abwesenheit aller Fremdgeräusche. Wenn nämlich Stille etwas nicht ist, dann lautlos.

Solange es gibt, was wir Natur nennen, werden auch dann Schallwellen an unser Ohr dringen, wenn nirgendwo Maschinen surren, brummen und dröhnen oder Menschen reden, singen und lärmern – wird das Meer rauschen, der Bach plätschern, der Wind die Blätter bewegen oder ums Haus heulen, werden Tiere mähen und muhen, wiehern, grunzen, pfeifen, quaken, miauen, bellen, hämmern, schnattern, zischen, zwitschern, tirillieren. Gerät man mal in einen der selten gewordenen Landstriche, in die keine Zivilisationsgeräusche mehr hindringen, so wird einem schnell klar, dass die ‚stumme Kreatur‘ ziemlich laut sein kann. Selbst das Leben in der Großstadt ermöglicht solche Erfahrungen – dann etwa, wenn wir an einem Frühjahrstag viel zu früh aufgewacht sind und von irgendwoher eine Nachtigall hören, weil das urbane Klangspektrum noch nicht vom Berufsverkehr beherrscht wird.

Den meisten von uns dürfte der Gesang einer Nachtigall sympathischer sein als die wummernden Bässe aus den Musikanlagen vorbeifahrender Autos. Aber selbst solche Wohllaute pflegen zum Störfaktor zu werden – wenn man schlafen will. Wie es scheint, wollen wir auf den

akustischen Eigensinn der kreatürlichen Welt aber trotzdem nicht verzichten. Der „stumme Frühling“, den der gleichnamige Bestseller der amerikanischen Umweltaktivistin Rachel Carsons zum geflügelten Wort machte, gilt keineswegs als verheißungsvolle Utopie, sondern als Schreckensszenario, geradezu als Ruhe vor dem Sturm der apokalyptischen Reiter. Warum eigentlich? Warum sehen wir den Vögeln, den Fröschen und den Zikaden ihre akustische Aufdringlichkeit nach, während uns eine Motorsense auf die Palme bringt? Weil wir deren Lärm für gottgegeben halten und uns deshalb mit ihm abgefunden haben? Weil wir uns ohne die Tiere, die der biblische Gott seinem Adam tröstlich zur Seite stellte, allzu einsam fühlen würden? Weil wir uns nach wie vor für einen Teil der Natur halten, wir also gleichsam die Lieder unserer Heimat verlieren würden?

Dass sich der Mensch mit Flora und Fauna derart tief verbunden fühlen soll, ist für viele schwer zu glauben. Aus dem Blickwinkel der philosophischen Anthropologie betrachtet, ist der Mensch ja das einzige Lebewesen, das nicht auf eine bestimmte Umwelt geprägt und angewiesen ist. Frei von Habitat-Bindungen sind ihm die naturräumlichen Kontexte, in denen er lebt, egal, könnte er sich überall wohl fühlen, notfalls auch auf dem Mars. Darüber hinaus haben wir es gelernt, stolz zu sein auf eine kulturelle Entwicklung, die uns von den Bevormundungen seitens der Natur befreit hat. Zugleich ist die antiquiert klingende Thematik aber auch höchst aktuell, verweist sie doch auf eine der Schlüsselfragen des 21. Jahrhunderts: „In welcher Beziehung wollen wir zum Rest jener Natur stehen, die wir so erfolgreich aus unserem Lebensalltag verdrängt haben und die doch in dieser oder jener Form zurückkehrt.“

Gewiss: in einer Zeit, in der die technokratische Avantgarde darauf spekuliert, das Bewusstsein vom biologischen Körper abzukoppeln und damit das Individuum unsterblich zu machen, wirkt die Annahme einer unauslöschlichen Verwurzelung im Reich der Natur anachronistisch, wenn nicht sogar reaktionär. Wer an eine solche glaubt, hat die Empirie ohnehin nicht gerade auf seiner Seite: Zwar steht der freizeitmäßige Naturkonsum höher denn je im Kurs und unterhalten viele Zeitgenossen Beziehungen zu ihren Haus- und Schoßtieren, die an emotionaler Tiefe kaum zu überbieten. Zugleich pflegen wir aber einen Lebensstil, der nur mit der radikalen Ausbeutung unserer natürlichen Umwelt zu haben ist. Und was unsere sogenannten ‚Nutztiere‘ anbelangt, so haben wir uns an